

Zwischen Leitkultur und Multikulturalismus

Wie ich in Berlin-Kreuzberg Weimar entdeckte

Sehr geehrte Damen und Herren,

wie Sie mich hier so vor sich sehen und zu Ihnen sprechen hören, Hayek im Hintergrund und freundlich unterstützt von den Herren Professoren Schäfer und Habermann, halten Sie mich wahrscheinlich für eine anständige junge Frau. Meine Haare sind gekämmt, das Kleid sieht hoffentlich ordentlich aus und halbwegs verständlich sprechen kann ich auch. Nun, wenn Sie sich Gleichaltrige aus meiner Heimatstadt Berlin angucken (Sie erkennen sie an ihren ausgefallenen Frisuren, ihrem besonderen Kleidungsstil und ihrer Begeisterung für „kreative“ Gegendemos), können Sie vielleicht ahnen, dass so ein Auftreten einer 20-jährigen Berlinerin keineswegs selbstverständlich ist. Und wenn ich auf mein 15-jähriges Ich zurückblicke, das sich gerade in Rockmusik und Jungs verliebt hatte und überzeugt war, dass es sich „für Politik nicht interessiere“ und „Wirtschaft nicht verstehe“, weiß ich auch, dass für mich keineswegs der Weg zu dem heutigen Tag voraussehbar war, an dem ich anlässlich der Ehrung eines liberalen Ökonomen hier vor Ihnen einen Vortrag halte.

Wie es dennoch dazu gekommen ist, darf ich Ihnen heute erzählen. Denn meine Entwicklung in den letzten drei Jahren war, wenn auch meist unbewusst, besonders von einem Aspekt geprägt, der hier und heute von Relevanz ist: der Auseinandersetzung mit der deutschen Kultur bzw. meiner Suche nach einer Leitkultur irgendwo inmitten des in Berlin so präsent gelebten Multikulturalismus.

Mein Weg zu der Frage nach der Notwendigkeit einer Leitkultur war ein für junge Erwachsene ganz natürlicher: kurz nach dem Abitur war ich auf der Suche nach meiner Identität.

Vielleicht erinnern Sie sich selbst: Hat man nach dem Schulabschluss erstmal das „große Gefühl der Freiheit“ mit ausladenden Partys und viel Schlafen und Nichtstun zelebriert, kommt man früher oder später an den Punkt, an dem man, vielleicht das erste Mal in seinem Leben, den Blick auf sich selbst richtet. Dort ist nicht viel zu sehen, was für sich selbst spricht – die meisten Wünsche, Ansichten und Pläne entstammen der Schul-Clique oder den Eltern. Diesen hatte man bisher überwiegend gehorcht. Jetzt aber nicht mehr. Jetzt möchte man sich aus dieser Beeinflussung befreien und herausfinden, was einen ausmacht, was man will und wer man ist.

Viele aus meinem Bekanntenkreis meinten, dies alleine in der Fremde herauszufinden. Sie reisten also auf Öko-Bauerhöfe in Kanada, musizierten mit armen Kindern in Afrika, arbeiteten auf einer Kiwi-Farm in Neuseeland und gingen backpacken in Chile. Mir widerstrebte diese wie mir schien hilflos trotzig Rebellion gegen die Vorbestimmung des eigenen Charakters. Ich blieb lieber in meiner Heimatstadt und dort entdeckte ich für mich etwas anderes sehr Identitätsstiftendes: die Auseinandersetzung der eigenen Kultur.

Dabei habe ich das Wort „Kultur“ nie richtig begriffen. Ich meine, dass ich immer das Gefühl hatte, es in seinem vollen Umfang nicht erfassen zu können. „Kultur“ schien mir wie „Gesellschaft“ eine häufig benutzte Worthülle zu sein, die, wenn überhaupt, jeder unterschiedlich füllt. Doch 2016 hat dieses Wort durch den Kampf einer „deutschen Leitkultur“ gegen den „Multikulturalismus“ dermaßen an Bedeutung gewonnen, dass eine Auseinandersetzung mit meiner Kultur unabdingbar wurde.

Dies tat ich in erster Linie durch die Wahrnehmung der Kultur, die mich umgibt: Aufgewachsen im Prenzlauer Berg und erwachsen geworden in Kreuzberg, war ich immer von „Multikulti“ umgeben. Das reichte von den Besuchen der vielen Asia-Restaurants, türkischen Supermärkten und den Falafel- und Döner-Läden über vietnamesische und türkische Klassenkameraden (und die damit verknüpften Erfahrungen, zum Beispiel beim Leistungsdruck und Alkoholtrinken) bis hin zu der Variation an Kulturen, die sich mit der Anhäufung von Drogendealern vor meiner Haustür versammelten. Ich sang mit zehn Jahren Sinti- und Roma-Lieder auf einer großen Bühne beim „Karneval der Kulturen“ und mochte Weihnachten und Ostern nur wegen der Geschenke, des Essens und des familiären Beisammenseins.

Allein im Deutschunterricht wurden die Grundsteine für mein jetziges Interesse an der deutschen Kultur gelegt: In meiner zehnten Klasse war ich die einzige, die gerne Schillers „Räuber“ und Goethes „Faust“ las. In der Oberstufe analysierte ich Lyrik, Drama und Prosa von Brecht, Goethe und den Romantikern. Ich las Lessings „Nathan der Weise“ und lernte fast gleichzeitig im Philosophieunterricht Kants Begriff der Aufklärung kennen. Von alledem war ich begeistert, und trotzdem: Hätte man mich direkt nach meinem Abitur gefragt, ob ich stolz auf die deutsche Kultur bin, hätte ich verneint. Ich hätte gesagt, dass ich sie schätze, aber nicht stolz auf sie sein könne. Schließlich habe sie nichts mit mir zu tun.

Erst als ich Ende 2016 einen Juniorenkreis der Hayek-Gesellschaft zu Nationalität und Identität besuchte, hatte ich den Gedanken, wie erfüllend eine nationale (europäische, abendländische) Identität sein muss. Es war mein erster Juniorenkreis, nachdem mir die Sommerakademie der Freiheit meine rosarot-sozialistische Brille abgenommen hatte, um mir das erste Mal die Welt, in der ich lebe, mit dem Realismus, dem Individualismus und der Logik des Liberalismus zu erklären. Ich erinnere mich noch genau, wie ich auf diesem Juniorenkreis unter dem strengen Blick von Herrn Habermann den anderen Teilnehmern einen Text von Lord Acton zur Identitätsfindung der europäischen Völker vorstellte. Ich hatte mir den Text unter Herzklopfen nachts aus dem Englischen ins Deutsche erschlossen und war ganz ergriffen von diesen Worten eines Liberalen, von dem ich vorher noch nie auch nur ein Wort gehört hatte. Es sollten noch viele Nächte dieser Art folgen.

Bald darauf lernte ich eine Kanadierin und einen Brasilianer kennen, die beide mindestens zum Studieren nach Deutschland gezogen waren. Der Brasilianer liebt die deutsche Klassik und schätzt es, dass er sich hier viel sicherer fühlt als in seiner Heimat. Die Kanadierin feiert begeistert jedes Volksfest in ihrer bayerischen Umgebung mit und postet auf Facebook regelmäßig Bilder von großen Wanderungen, die sie durch die deutsche Natur unternimmt. Ich hörte ihnen gerne zu, wenn sie über Deutschland sprachen, und es machte mich betroffen, dass diese Menschen vom anderen Ende der Welt mein Land mehr liebten als ich. Genauso ging es mir bei jeder Rede von Hamed Abdel-Samad, die ich auf YouTube sah. Als Ägypter verteidigt er unser Land und unsere Werte besser, als es die meisten von uns es tun und könnten.

Durch diese Erfahrungen habe ich es gewagt, all das, was ich in und nach der Schule über deutsche und europäische Kultur gelernt hatte, vom Podest des Lernstoffes zu holen und als bestimmend für mein heutiges Leben zu begreifen. Ich habe erkannt, dass ich in einen Teil der Welt geboren wurde, der mir einen Schatz aus Aufklärung, Individualität, Ideenreichtum (und vieles mehr) schenkt und mich dadurch formt. Ich weiß jetzt, dass es nicht selbstverständlich ist, dass ich konfessionslos mit jüdischen und christlichen Freunden im Falafel-Laden meiner Straße zusammensitzen, einmal geschmacksverirrt mit zu kurzem Rock auf die Straße gehen und Ärztin werden kann.

Und jetzt, wo sich die Anschläge häufen, während Plakate in meinem Kreuzberger Kiez Abrüstung fordern; jetzt, wo Kinder und Frauen in der Öffentlichkeit erstochen oder geköpft werden und uns die Regierung dennoch erzählen will, dass „Deutschland immer sicherer wird“ - und sich dabei problemlos auf falsch erhobene oder falsch interpretierte Statistiken berufen kann; jetzt, wo ich Artikel lese, in denen nüchtern-mathematisch die sukzessive Mehrheitsbildung innerhalb Deutschlands von Menschen nicht abendländischer Kultur vorgerechnet wird, während mir in der Uni meine Kommilitonen weißmachen wollen, dass in unserem Gesundheitssystem Raucher den deutschen Steuerzahler mehr kosten würden als illegale Migranten; jetzt, wo westliche Frauen von der befreienden Wirkung eines Burkinis berichten, während das islamische Kulturzentrum in meiner Straße plötzlich zur Moschee ernannt wird; jetzt, wo vor dem Brandenburger Tor Israel-Flaggen verbrannt werden und Mehrfachehen plötzlich doch als mit dem deutschen Recht vereinbar bewertet werden; jetzt, wo all das passiert, weiß ich, dass es nicht selbstverständlich ist, dass diese Kultur auch erhalten bleibt.

Das bedeutet nicht, dass ich mir, um eine Bewahrung zu gewährleisten, die Festschreibung einer deutschen Leitkultur auf ein Papier wünsche – nach dem sich dann entscheidet, wer ein guter und wer ein schlechter Deutscher ist und nach dem sich alle Ausländer für eine Einbürgerung richten müssen. Ich bin gegen Zwang – und vielleicht ist einer der wichtigsten Bestandteile unserer deutschen Kultur, dass wir sowohl ihre Variationen (die noch daran erinnern, dass Deutschland noch im 19. Jahrhundert ein Bund aus kleinsten Herzog- und Fürstentümern sowie Königreichen war) als auch ausländische Kulturen in unserem Heimatland zulassen. Dass wir Verschiedenheit, beziehungsweise die Möglichkeit zur Verschiedenheit, der Konformität vorziehen.

Allerdings geht dieser freie Umgang nur solange gut, wie die Einwanderer ausländischer Kulturen nur neben und zwischen unserer deutschen Kultur leben wollen – nicht mehr, wenn sie sich zum Ziel machen, unsere Kultur zu ersetzen.

Die Grundlagen unserer Kultur, Freiheit und Rechtsstaat, müssen geschützt und verteidigt werden. Das bedeutet für uns, dass wir uns und unsere Kultur nicht ersetzen lassen dürfen und als Integration nichts Geringeres als das Leben dieser Werte verstehen.

Einwanderung muss ein für den Migranten anspruchsvoller Prozess sein, den er auf eigene Kosten für die Aussicht auf ein besseres Leben in Kauf nimmt.

Sie darf nicht bedeuten, dass wir jeden, dem es schlechter geht als uns, in unser Sozialsystem lassen. Sodass mit jedem Jahrzehnt die Sozialausgaben steigen, bis sich nach und nach jeder produktive Deutsche (und Einwanderer in Deutschland) gezwungen sieht, ins Ausland zu ziehen, um selbst noch etwas von der eigenen Leistung zu haben.

Es darf auch nicht sein, dass motiviert durch die Furcht vor den Konsequenzen bestimmter Gerichtsurteile, Recht neu gesprochen wird oder die notwendige Umsetzung durch Polizei und Behörden nicht stattfindet, bis unser „Rechtsstaat“ seinen Namen nicht mehr verdient.

Im Moment deutet sich aber genau diese Entwicklung an. Ist das also meine Zukunft? Den richtigen Zeitpunkt erkennen, auszuwandern? Schon jetzt sagt man mir: „Als Arzt verdienst du in den USA eh besser.“

Doch wie Houellebecq's Protagonist in „Unterwerfung“ angesichts der Abreise seiner jüdischen Freundin aus Frankreich sagt: „Für mich gibt es kein Israel.“ Es gibt für ihn keine Heimat außer Frankreich. Für mich gibt es keine Heimat außer Deutschland – und mein Heimatgefühl hängt damit zusammen, dass ich auf dem Flecken Erde lebe, auf dem die Geschichte, die mein Land zu dem gemacht hat, was es heute ist, stattgefunden hat. Dass ich, wenn ich nur etwas fahre, durch die Wälder laufen kann, die Heine in seiner „Harzreise“ beschreibt, und mich im

wunderschönen Goethepark (hier gleich nebenan!) wie Goethes Schüler fühlen kann. Dass ich mich nicht in eine fremde Kultur eingliedern muss, sondern die Kultur um mich herum manifestiert sehe, in die ich hineingewachsen bin.

Und ich sage Ihnen, dieser Kampf, dieses Ringen um die Erkenntnis, was mich ausmacht, was meine Heimat und meine Kultur ist und was ich bewahren möchte, hat mich zu einem mir selbst bewussteren Menschen gemacht.

So stehe ich hier also vor Ihnen, habe meine Hippiehose von früher gegen ein ernsthaftes Auftreten getauscht, um hier mit Ihnen auf den Hayek-Tagen meinen Glauben an den Fortbestand und die Bedeutsamkeit der deutschen Kultur zu stärken.

Die Kultur der freien, kritischen Geister, die ihre Erfüllung in der Diskussion mit anderen finden, wenn nötig sich auch aufs Heftigste streiten, um dann aber spätestens bei einem Glas gutem Wein wieder zusammenzufinden, anstatt sich gegenseitig die Autos abzufackeln.

Die Kultur der freien Kooperation, der Marktwirtschaft und des Unternehmertums, in der wir unsere individuellen Anstrengungen zur Verbesserung unseres privaten Wohlstands als entscheidenden Bestandteil des Wohlstands aller begreifen und deswegen den Teufeln tun werden, die Präferenzen und Aktivitäten anderer kontrollieren und planen zu wollen.

Kurz: Ich möchte mit Ihnen den Liberalismus als Bestandteil der deutschen Kultur feiern und ihn widerstandsfähiger machen gegen seine Gegner, die leider so omnipräsent sind.

Denn Kultur ist letztendendes das, was wir aus ihr machen.

Sehr geehrte Damen und Herren, ich weiß noch lange nicht genug über deutsche Geschichte, Kunst und Literatur und auch noch zu wenig über liberale Theorien - und doch, eines weiß ich: Es gibt etwas zu verteidigen.